

Zu gewinnen: Ein Jahr ungestörte Arbeit

Am Dienstag werden die Grimme-Preisträger bekanntgegeben. Jaja, der renommierteste TV-Preis – aber was bringt es, ihn zu bekommen?

„It's the German Schäferhund among the TV-awards“, schrieb Friedrich Küppersbusch 1998 in einem von ihm verfaßten Fragebogen mit dem Titel „Sind Sie fit für den Grimme-Preis?“ Und überhaupt: Ein Fernsehpreis vom Volkshochschulverband sei in etwa vergleichbar mit einem Bordellführer von der Bischofskonferenz.

Am kommenden Dienstag werden die Preisträger dieses Jahres bekanntgegeben. Sie werden in einem aufwendigen demokratischen, transparenten, aber unübersichtlichen Prozeß von über fünfzig Juroren und Vorjuroren bestimmt, die noch das letzte Detail ihrer Entscheidung mit großem Ernst und dem Gefühl treffen, daß es hier um etwas wirklich Großes und Wichtiges geht.

Nur: Was bringt es den Preisträgern? Außer Ruhm und Schulterklopfen eine hübsche Ergänzung im Lebenslauf, eine Sechziger-Jahre-Skulptur von Otl Aicher für die Vitrine, einen unvergesslichen Abend in Marl und das Gefühl, bei der Dankesrede mindestens zwei wichtige Menschen vergessen zu haben. Was es nicht bringt, ist Geld. Der Preis ist nicht dotiert. Leider wissen das die wenigsten, weshalb Grimme-Preisträger reihenweise angepöppelt oder zumindest neidvoll auf ihren vermeintli-

chen Reichtum angesprochen werden. „Ein Kumpel von mir wollte eine Kneipe aufmachen“, erzählt Axel Prahl, der im vergangenen Jahr zusammen mit dem Regisseur Andreas Dresen und der Schauspielerkollegin Gabriela Maria Schmeide für „Die Polizistin“ ausgezeichnet wurde. „Der hatte den Grimme-Preis so auf 250 000 Mark geschätzt und wollte sich gern was davon leihen.“ Vielleicht wird aus dem Freundschaftsdienst doch noch etwas: Aufgrund seiner Leistung, dem ausgezeichneten kleinen, verstörend realistischen Film, fragte die WDR-Intendanz bei Axel Prahl an, ob er nicht einer der beiden neuen „Tatort“-Kommissare werden wolle. Noch ist nicht raus, ob die Figur Timo Thieme oder Leo Lenz heißen wird, aber sicher ist: Bei den Honorarverhandlungen wird das Stichwort „Grimme-Preisträger“ eine Rolle gespielt haben. Und vielleicht kann Prahl seinem Freund von diesem Geld ja ein bißchen was abgeben.

Auch Gabriela Maria Schmeide bekommt seit ihrer Grimme-Auszeichnung mehr Fernsehangebote – „das ist aber auch nicht schwierig, denn vorher war ja gar nichts“, sagt die Bremer Schauspielerin, die bisher nur am Theater aufgetreten war. Dorthin ist sie auch erst einmal wieder zurückgekehrt: Un-

ter der Regie von Konstanze Lauterbach probt sie derzeit am Deutschen Theater. „Ich möchte nicht ausschließlich drehen, dazu macht mir die Arbeit am Theater zu viel Spaß“, sagt sie. Daran könnte auch die Marler Trophäe nichts ändern.

Für Regisseur Dresen gehört zum schönsten Effekt seines Preises, daß alle Sender, die seine „Polizistin“ einst abgelehnt hatten, sich jetzt wahrscheinlich gewaltig ärgern. Schließlich kam das eigenwillige Stück auch noch in die Kinos. „Sicherlich wird ein Film durch eine solche Auszeichnung stärker wahrgenommen“, meint er, „und ich empfinde sie auch als Bestäti-

gung für eine bestimmte Erzählart. Doch ich drehe nicht für Preise, und auch eine Jury kann sich irren.“ Auch Billy Wilder habe, als er in Berlin einst den Goldenen Bären bekam, gesagt: „Mit Fernsehpreisen ist es wie mit Hämorrhoiden: Irgendwann kriegt sie jeder Arsch.“

Und doch, letztlich wollen alle Fernsehmenschen in Deutschland nur das eine: nominiert werden. Selbst ein erfahrener Regisseur wie Andreas Kleinert, der bereits zwei Grimme-Preise einheimste (1992 für „Verlorene Landschaft“, 2001 für „Wege in die Nacht“) und x-mal nominiert war, ist „irritiert“.



So sieht aus, wer den „Grimme“ bekommt: Vogel, Hörhiger, Thate Foto: scien press

weil sein Film „Kelly-Bastian“ in diesem Jahr nicht auf der Liste stand. Und Charlotte Roche von Viva, die 2001 für ihre „kompetente und eigenwillige Moderation“ vorgeschlagen wurde, bekennt im „Spiegel“, daß sie „ein paar Minuten lang schon traurig war, als wir diesmal bei den Nominierungen nicht dabei waren“. Sie mutmaßt, die Grimme-Leute hätten sich nicht ein zweites Mal getraut, die leicht durchgedrehte Sendung „Fast Forward“ auf ihre seriöse Liste zu setzen.

Macht Grimme süchtig? Heinrich Breloer müßte es wissen. Wenn er, wofür alles spricht, am 22. März in einem Roncalli-Zelt vor dem Rathaus von Marl für „Die Manns“ ausgezeichnet wird, ist das sein siebter Grimme. Und ein Heimspiel, da er auch noch in Marl geboren und aufgewachsen ist. Er sagt, die Sammlung auf dem Bücherschrank habe sich mittlerweile zu einem schweren Gepäck entwickelt, nach dem Motto: „Das haben wir von Ihnen nicht anders erwartet.“ Anders die Zeiten Anfang der achtziger Jahre, als sich vor allem die Menschen an der Basis über den Preis freuten: Cutter, Bühnen- und Maskenbildner, Kameralente. Inzwischen sei das für alle, auch für die „in den oberen Etagen“, so selbstverständlich geworden.

Statt neuen Erwartungsdrucks erleben manche Preisträger danach eine neue Art der Gelassenheit. Dieter Hildebrandt sagt, der Preis sei wie das Schild an der Hotelzimmertür „Bitte nicht stören“: „Man kann ein Jahr in Ruhe weiterarbeiten.“ So sieht es auch Stephanie Gossger. Die 27jährige bekam die Auszeichnung für ihre erste Fernschrotte in „Einer geht noch“, wo sie die pummelige Tochter eines Kegellclubpräsidenten spielt. „Mir gibt das viel Ruhe und die Bestätigung, daß es nicht nur auf lange Beine und eine schöne Nase ankommt, sondern auf schauspielerische Qualität. Und natürlich ist es auch eine Aufforderung, auf keinen Fall nachzulassen.“ Auch sie kehrt erst einmal wieder ans Theater zurück: „Ich muß einfach noch so viel lernen.“

Thomas Giefer, der seit 1974 Reportagen und Dokumentarfilme vor allem in Zentralasien und Afrika dreht, bekam den Grimme-Preis mit Gold für seinen 45minütigen Film „Mord im Kolonialstil“ über den Tod des kongolischen Freiheitskämpfers Lumumba. Als er im letzten Jahr die Trophäe entgegennahm, rechnete er vor, daß sein Dokumentarfilm, der relativ gut ausgestattet gewesen sei, gerade mal so viel gekostet habe wie eine einzige Minute Fußballwelt-

meisterschaft. Hilft da der Grimme-Preis? „Nein“, sagt Giefer. „Die Etats sind einfach gering. Wichtig ist für mich, in den Fernsehredaktionen präsent zu sein und den Markt gut zu bedienen. Die Quote ist da allemal ein besseres Ticket als der Grimme-Preis.“ Im Gegenteil: Es komme vor, daß in den Redaktionen die Nase gerümpft werde, nach der Devise: „Wir wollen keine arroganten Überflieger, sondern gute Zuschauerzahlen.“

Als müßten sich Anspruch und Publikumerfolg, Grimme-Preis und Quote ausschließen. Pro Sieben jedenfalls freute sich riesig über das Gütesiegel für „Das Phantom“, einen Polizeithriller mit Jürgen Vogel, der sich mit der RAF-Vergangenheit beschäftigt. „Die Akzeptanz für solche Stoffe ist bei uns im Sender seither tatsächlich größer“, sagt Katrin Holletzack, Leiterin der deutschen Filme bei Pro Sieben. Zusammen mit dem Grimme-Institut ging man nach der Preisverleihung auf eine Tour durch die deutschen Kinos und drehte mit „Staatsgeheimnis“ und „Operation Rubikon“ gleich die nächsten Politthriller. Auch für Sendeanstalten gilt also, was Heinrich Breloer einmal sagte: „Jede Grimme-Laudatio enthält Treibsätze, die mir Beine machen.“

SIMONE SCHELLHAMMER